

Wertewandel in Europa

Autor(en): **Ring, Matthias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **96 (2006)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wertewandel in Europa

Matthias Ring

«Wertewandel in Europa» – so wurde der Vortrag von den Veranstaltern dieses Kongresses umschrieben. Und mit dem Titel ist auch schon etwas ausgesagt, denn skeptische Zeitgenossen wären vielleicht geneigt gewesen, von Werteverfall statt Wertewandel zu sprechen. Seitdem der Mensch über seine Existenz nachdenkt, ist er der Versuchung ausgesetzt, den Lauf der Geschichte als steten Verfall der Sitten und der Moral zu betrachten, ein Eindruck, der sich dann landläufig in dem Lamento, früher sei alles besser gewesen, Luft verschafft. Doch was der Einzelne als Niedergang jener Wertvorstellungen brandmarkt, die ihm seit seiner frühesten Kindheit vermittelt wurden, ist neutral betrachtet oft nichts anderes als deren Wandel. Natürlich gibt es auch den Verlust von Werten, aber genauso die Entstehung neuer. Es wäre zu schlicht gedacht, zum Beispiel der jungen Generation zu unterstellen, sie besäße keine Werte mehr, nur weil sie die Wertvorstellungen der Alten nicht teilt. Ein solches Vorurteil verstellt den Blick auf die Werte, welche auch von den Jungen hochgehalten werden.

Im Folgenden geht es also darum, einen ersten Einblick in die Wertvorstellungen der Europäerinnen und Europäer zu gewinnen, ohne die Ergebnisse vorschnell als positiv oder negativ zu beurteilen. Ich stütze mich dabei auf die Europäische Wertestudie («European Values Study»), die von Forschern der Universität Tilburg initiiert wurde¹. 1981 bis 1983 wurde sie in den damaligen EG-Staaten erstmals durchgeführt und 1990/91 wiederholt, diesmal u.a. auch in Österreich. Der Zusammenbruch des Ostblocks machte es möglich, 1999 in einer dritten Runde die Untersuchung auf 33 europäische Länder auszuweiten. Insgesamt wurden im Rahmen der Wertestudie 104414 Personen befragt; zu jeder Person gibt es etwa 230 Informationen.

¹ Einen grundlegenden Einblick in die Ergebnisse bietet der sogenannte Werteatlas; vgl. LOEK HALMAN/RUUD LUIJKX/ MARGA VAN ZUNDERT, Atlas of European Values (European Values Studies 8), Leiden (Brill) 2005. Für diesen Vortrag wurde darüber hinaus u.a. herangezogen: WIL ARTS/JACQUES HAGENAARS/ LOEK HALMAN (Hg.), The Cultural Diversity of European Unity. Findings, Explanation and Reflections from the European Values Study (European Value Studies 6), Leiden (Brill) 2003; HERMANN DENZ (Hg.), Die europäische Seele. Leben und Glauben in Europa, Wien (Czernin) 2002; PAUL M. ZULEHNER/HERMANN DENZ, Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf (Patmos) 1993.

Doch bevor wir uns den Ergebnissen zuwenden, die schlichte Frage: Was ist eigentlich ein «Wert»? Unter dem schillernden Begriff wird im Rahmen der Studie das verstanden, «was den Menschen bei der Gestaltung ihres Lebens im alltäglichen wie ausseralltäglichen Leben wichtig ist: hinsichtlich Familie, Arbeit, dem Selbstverständnis von Frauen (die Männerfrage fehlt leider ganz), in Wirtschaft und Politik, im Blick auf die Zukunft. Mituntersucht wurden auch Haltungen und Denkweisen, die an der Wurzel der Person angesiedelt sind: also Fragen der Moral, der Deutung des Lebens (Sinn) und des Todes, und schliesslich das Verhältnis der europäischen Bevölkerung zu Religion und religiösen Gemeinschaften.»²

Mein Vortrag orientiert sich am Schema, mit dem der Soziologe Hermann Denz und der Theologe Paul Zulehner die grundlegenden Ergebnisse der Studie vorgestellt haben³.

Zuvor noch eine grundsätzliche Bemerkung: Im Rahmen der Wertestudie wurde immer wieder untersucht, ob Wertvorstellungen mit bestimmten Faktoren in einem Zusammenhang stehen, wie zum Beispiel dem Alter, dem Geschlecht, Bildungsniveau, Lebensstand und der Religiosität. In den meisten Fällen zeigte sich, dass der vorherrschende Faktor das Land ist, in dem ein Mensch lebt. Das bedeutet, dass sich ein Katholik in Spanien und ein Katholik in Deutschland in einer bestimmten Frage stärker unterscheiden als zum Beispiel Katholiken und Protestanten in Deutschland.

1. Wie Europa glaubt

Der Gläubigkeit der Europäerinnen und Europäer nähern wir uns in drei Schritten. Zunächst geht es um die persönliche Religiosität ganz allgemein, dann um deren Christlichkeit und schliesslich um ihren Kirchenbezug.

² ZULEHNER/DENZ, Europa (wie Anm. 1), 12.

³ Vgl. ZULEHNER/DENZ, Europa (wie Anm. 1). Beide haben zwar nur die erste und zweite Untersuchungswelle ausgewertet, die Ergebnisse der dritten wurden aber für diesen Vortrag mit berücksichtigt; vgl. hierzu HALMAN/LUIJKX/VAN ZUNDERT, Atlas (wie Anm. 1).

1.1 Religiosität

Lange Zeit galt in der Forschung die sogenannte Säkularisierungsthese, wonach sich moderne Gesellschaften immer weiter säkularisieren, also verweltlichen. Dies meint, dass die Lebensbereiche – wie etwa Politik oder Kunst – dem Einfluss der Religionsgemeinschaften entzogen werden und auch im Bewusstsein der Menschen Religion eine immer geringere Rolle spielt. Je moderner, umso säkularer, weltlicher – so lautete die These, die mittlerweile stark in Zweifel gezogen wird. Es genügt, in die USA zu blicken, wo Modernität und Freiheitsdenken sich ohne grössere Probleme mit einer starken Religiosität vertragen. Ausserdem lässt sich weltweit eine Wiederkehr der Religion beobachten, doch scheint gerade Europa diesem Trend nicht zu folgen. Hier hat die Wertestudie genauer nachgefragt und Erstaunliches zutage gefördert:

Zwei Drittel aller Europäer bezeichnen sich als religiös, weniger als 30 Prozent als nichtreligiös und ausgesprochen atheistisch nur 5 Prozent. Dabei ist der Anteil der Religiösen in den letzten zehn Jahren geringfügig gestiegen. Allerdings gibt es zwischen den europäischen Ländern erhebliche Unterschiede. Mehr als 75 Prozent Religiöse finden sich in den folgenden Ländern des ehemaligen Ostblocks: in Polen, Rumänien, Litauen, Kroatien, der Slowakei, Lettland und der Ukraine. In Westeuropa zählen zu dieser Gruppe Portugal, Italien, Griechenland, Österreich, Dänemark und Malta. Am anderen Ende des Spektrums mit weniger als 50 Prozent stehen Bulgarien, Tschechien, Estland und Weissrussland sowie Frankreich, Grossbritannien und Schweden. Diese Unterschiede lassen sich hauptsächlich aus der Geschichte der jeweiligen Länder erklären, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

1.2 Christlichkeit

Etwas anders sieht das Bild aus, wenn gefragt wird, wie christlich die persönliche Religiosität ist. Um dem auf die Spur zu kommen, wurde nach der Zustimmung zu Elementen des christlichen Glaubens gefragt. Dies ergab europaweit das folgende Ergebnis: Gott 77 Prozent, Sünde 62 Prozent, Leben nach dem Tod 55 Prozent, Himmel 47 Prozent, Hölle 34 Prozent. Allerdings wird der Glaube an den in Jesus Christus menschengewordenen Gott im europäischen Durchschnitt nur von einer Minderheit geteilt (etwas über einem Drittel). Daneben finden sich auch esoterische (Telepathie oder Reinkarnation, an die 24 Prozent der Europäer glauben) und magische Glaubenselemente (Glücksbringer).

Christliche, esoterische und magische Glaubenselemente werden von den Europäerinnen und Europäern unterschiedlich gemischt. Drei typische Zusammensetzungen lassen sich unterscheiden:

- Die sogenannten *Christen* stimmen fast lückenlos den christlichen Glaubenselementen zu und lehnen esoterische und magische ab. In Europa sind 22 Prozent der Bevölkerung diesem Glaubentyp zuzurechnen (Westeuropa 26 Prozent, Osteuropa 18 Prozent).
- Die Mehrheit gehört zum Typ *Glaubenskomponist* (47 Prozent). Dieser weist eine starke Zustimmung zu den esoterischen Glaubenselementen auf und verbindet damit christliche und – etwas abgeschwächt – auch magische.
- Keinen Zugang zu einer der drei Arten von Glaubenselementen besitzen 30 Prozent; sie werden als *Nichtglaubende* bzw. *Atheisierende* bezeichnet (zur Erinnerung: nur 5 Prozent würden sich selbst als atheistisch bezeichnen, 30 Prozent bezeichnen sich als nichtreligiös). Diese Zahl deckt sich auch in etwa mit der Zahl der Nichtbeter: 1990 gaben über 32 Prozent an, nie zu beten.

Auf dieser Basis lassen sich in Europa gottgläubige und atheisierende Länder unterscheiden. Zu Letzteren zählt Tschechien (aber auch Ostdeutschland) gefolgt von Estland, Schweden, den Niederlanden und Frankreich. Die Gruppe der gottgläubigen Länder wird angeführt von Malta, Polen, Portugal, Irland, Rumänien, Nordirland, Griechenland, Italien und Kroatien.

1.3 Kirchlichkeit

Um die Kirchlichkeit der Religiosität zu beurteilen, wurden drei Kriterien herangezogen: Die formale Mitgliedschaft, der Kirchgang und das persönliche Vertrauen in die Kirche.

Im Schnitt sind in Europa 73 Prozent der Bevölkerung Mitglied einer christlichen Religionsgemeinschaft, allerdings mit erheblichen Unterschieden in den einzelnen Ländern (Malta 99 Prozent bis hin zu Estland mit 24 Prozent). Diese Streuung setzt sich beim Kirchgang fort: Am häufigsten gehen die Einwohner Maltas und Polens, am seltensten die Tschechiens und Frankreichs zum Gottesdienst. Im europäischen Schnitt sind es 20 Prozent an jedem Sonntag, während 39 Prozent nie bzw. fast nie die Gottesdienste besuchen. Auch beim Vertrauen in die Kirchen findet sich eine ähnliche Länderabfolge: Hohes Vertrauen haben die Menschen auf Malta, in Rumänien, Portugal, Polen und Nordirland; am Ende stehen die Niederlande und Tschechien.

Vom Vertrauen in die Kirchen sind die Erwartungen an die Institution Kirche zu unterscheiden. Die Wertestudie hat gezeigt, dass den Kirchen eine hohe Kompetenz in Fragen des Lebenssinns, gefolgt von den Bereichen Moral und Familie zugetraut wird, aber eine sehr geringe im sozialen Bereich. Kurzum: Je personennaher die Themen, umso höher die Kompetenzzuschreibung.

Erstaunlicherweise ist daraus nicht zu folgern, dass die Menschen von den Kirchen Äusserungen zu jenen Themenfeldern erwarten, für die sie sie als kompetent erachten. Im europäischen Durchschnitt wird von den Kirchen Engagement vor allem in Fragen der sogenannten Dritten Welt erwartet, gefolgt vom Thema Rassendiskriminierung – also durchaus bei sozialen und politischen Themen. Am Ende der Skala rangieren die Regierungspolitik, aber auch Fragen der Sexualmoral – obgleich die Kirchen als kompetent in Fragen der Moral eingeschätzt werden. Es hat sich insgesamt gezeigt, dass Personen, die eine starke Kirchnähe aufweisen, der Kirche zwar eine grosse Antwortkompetenz zuschreiben, aber gleichzeitig von ihr weniger erwarten, als die Kompetenzzuschreibung vermuten liesse.

1.4 Entwicklungen

Fragt man nach erkennbaren Veränderungen im Untersuchungszeitraum (!), so lassen sich die Folgenden festhalten:

1. Europa ist nicht der Kontinent, in dem sich Religion an sich im Niedergang befindet. Was wohl über Jahrzehnte einen Rückgang zu verzeichnen hatte, war die institutionalisierte Form der Religion. Allerdings hat der religiöse Wandel in den verschiedenen Ländern ein unterschiedliches Gesicht. Mittlerweile haben sich in Osteuropa Glaube und Kirchenbeziehung nach der politischen Wende stark erholt. In Westeuropa gibt es eine leichte Erholung bei den unter 30-Jährigen.

2. Die «Startreligiosität» ist bei den Jüngeren leicht gestiegen und wächst über die Lebensjahre hinweg. Zulehner folgert daraus: «Die religiöse Dimension kehrt offenbar erst im Lauf der Jahre in das Leben der EuropäerInnen ein. Das Leben, weniger die Erziehung scheint die Menschen religiös zu formen.»⁴

3. In mehreren europäischen Grossstädten haben sich die religiös-kirchlichen Daten deutlich erholt, vor allem in Brüssel, Lissabon und Wien. Seit Mitte der neunziger Jahre ist eine deutliche Respiritualisie-

⁴ ZULEHNER/DENZ, Europa (wie Anm. 1), 38.

rung zu beobachten. Die alte Formel «fromme Landbevölkerung – gottlose Städter» scheint nicht mehr zu stimmen. ZULEHNER sieht von den Grossstädten sogar eine religiöse Erneuerung ausgehen. Offenbar ist die moderne Kultur in ihren tieferen Schichten religiös hoch aufgeladen, höher jedenfalls, als es auf den ersten Blick scheint. Von daher spricht wenig dafür, Europa eine religionslose Zukunft vorherzusagen, zumal sich auch der Anteil der kirchlich engagierten Christen konsolidiert. Allerdings gibt es auch Widerspruch gegen diese Deutung des Befundes. Entscheidend ist immer, was man unter Religion versteht, der eine oder keine Zukunft verheissen wird.

Die Studie brachte schliesslich die für uns als Christen wichtige Erkenntnis, dass der religiöse Typus jedes Menschen hauptsächlich vom Land abhängt, in dem er aufwächst und lebt, also eine Frage der historisch gewachsenen Kultur ist. Zulehner und Denz folgern daraus, dass sich die Zukunft von Religion, Christentum und Kirche daran entscheiden wird, inwieweit es deren Vertretern gelingt, sich kreativ in den kulturschaffenden Vorgang einzuflechten und darin signifikant mitzuwirken.⁵ Das beinhaltet eine Absage an das Kirchenmodell vom Heiligen Rest oder der Kuschelgruppe, die sich ins Ghetto zurückzieht.

2. Wie Europa lebt

2.1 Zufriedenheit

Fragt man die Europäer, wie zufrieden sie mit ihrem Leben sind und benutzt hierzu eine Skala von 1 (überhaupt nicht zufrieden) bis 10 (völlig zufrieden), so liegt die mittlere Zufriedenheit bei über 7, wobei sich Osteuropa als Region mit dem niedrigsten subjektiven Glücksgefühl erweist. Erstaunlicherweise ist das Grundbefinden der Menschen keine Sache der Religion. Religion schafft nicht zufriedenerere oder gar glücklichere Menschen.

2.2 Arbeit

Anders als Religion scheint die Arbeit die Lebenszufriedenheit stark zu bestimmen, denn rund 90 Prozent aller Europäerinnen und Europäer halten Arbeit für sehr wichtig oder ziemlich wichtig. An der Spitze stehen

⁵ Ebd., 209.

dabei Polen und Slowenien, am Ende der Skala Nordirland und Grossbritannien; die Bundesrepublik bringt es im Übrigen nur auf 81,4 Prozent. In den neunziger Jahren ist die Wertschätzung der Arbeit – die übrigens nur noch durch die der Familie übertroffen wird – insgesamt leicht gesunken, bei den Jungen allerdings gestiegen.

Männer wie Frauen legen bei der Arbeit vor allem Wert auf gute Bezahlung (Frauen: 78,4 Prozent; Männer: 82,7 Prozent), gefolgt vom Wunsch nach angenehmen Kollegen und einer interessanten Tätigkeit. Am wenigsten wichtig ist allen eine grosszügige Urlaubsregelung (30,4 Prozent). Frauen legen tendenziell etwas mehr Wert auf die atmosphärischen bzw. sozio-emotionalen Aspekte der Arbeit als Männer (Sozialkontakte, angenehme Leute, nicht zu viel Druck).

Grosse Unterschiede gibt es zwischen den europäischen Ländern je nach wirtschaftlicher Situation. In jenen Ländern, in denen der materielle Druck relativ gering ist, steht der Wunsch nach angenehmer sozialer Umgebung sogar noch vor dem nach guter Bezahlung (Frankreich, Österreich, Deutschland Ost und West, Grossbritannien, Belgien, Dänemark, Niederlande, Schweden, Luxemburg, Finnland), während in anderen Ländern, vor allem in jenen der ehemaligen Comecon-Gruppe, der finanzielle Aspekt vorherrschend ist.

Die Lebenszufriedenheit der Menschen hängt eng mit der Arbeitszufriedenheit zusammen. Man kann ganz banal sagen: Je zufriedener Menschen mit ihrer Arbeit sind, umso glücklicher sind sie. Auf Malta und in Dänemark leben demnach die glücklichsten Europäer, die unglücklichsten in Frankreich, der Ukraine und Weissrussland. In den neunziger Jahren sind diese Werte in den meisten europäischen Staaten gesunken (in Deutschland allerdings um 8 Prozent gestiegen). Insgesamt hat sich gezeigt, dass die Arbeitszufriedenheit mit der Entscheidungsfreiheit, die jemand an seinem Arbeitsplatz hat, steigt, aber auch mit der Höhe des Haushaltseinkommens.

Ein für die Kirchen interessantes Ergebnis brachte in diesem Zusammenhang die Wertestudie, in der gefragt wurde, wie gross die Bereitschaft sei, aus Gründen der Arbeitsplatzpolitik bestimmte Gruppen (Frauen, Alte, Ausländer oder Behinderte) aus dem Arbeitsprozess auszuschneiden. Es zeigte sich, dass bei der Beantwortung dieser Frage die Kirchenbindung keine Rolle spielte, das heisst, sie stiftet keine Solidarität.

2.3 Lebensräume

Allen Unkenrufen und Horrorszenarien zum Trotz ist das Ende der Familie in Europa nicht in Sicht. Die Europäer haben in die Familie extrem hohes Vertrauen, sogar mehr als in die eigene Heimat. Die Familie rangiert in allen Ländern an vorderster Stelle der Lebensbereiche, noch vor (in sinkender Reihenfolge) Arbeit, Freunden, Freizeit, Religion und Politik. Bei der Wertschätzung von Familie und Arbeit unterscheiden sich die untersuchten Länder auch weniger als bei den anderen Bereichen.

Die Studienergebnisse von 1990 und 1999 lassen weder einen Bedeutungsverlust noch einen Bedeutungszuwachs der Familie erkennen, was angesichts der grossen Umwälzungen in Osteuropa in jener Dekade bemerkenswert ist.

Vom Lebensbereich Familie muss die Lebensform unterschieden werden. Insgesamt sind die Lebensformen vielfältiger geworden, wie Sie in Ihrem eigenen Umfeld, in Ihrer Verwandtschaft selbst nachvollziehen können. Die Zahl der Paare, die unverheiratet zusammenleben, nimmt zu; allerdings betrachten viele Betroffene dies nach wie vor als Übergangsstadium hin zur Ehe. Die meisten heiraten, sobald sich Nachwuchs einstellt, das heisst, die Paarbeziehung wird um des Kindes willen institutionalisiert. Die Single-Gesellschaft ist nicht das Ideal der Europäer, im Gegenteil, denn zwei Drittel aller Befragten sind der Meinung, um glücklich zu sein, müsse man in einer Ehe oder festen Beziehung leben. Dass es zwischen diesem Wunsch und der Wirklichkeit eine Kluft gibt, sei nur angedeutet.

Auf die Frage, was für eine gute Partnerschaft wichtig sei, steht an vorderster Stelle gegenseitiger Respekt, gefolgt von Treue und gegenseitigem Verstehen und Toleranz (über 80 Prozent). Dann erst werden Kinder genannt und der sexuelle Aspekt der Beziehung. Kaum eine Rolle spielen gemeinsame politische oder religiöse Überzeugungen. In dieser Rangabfolge der Erwartungen sind sich Verheiratete, Ledige und unverheiratet Zusammenlebende einig.

Was etwas erstaunt, ist die starke Gewichtung der Treue, wenn man gleichzeitig zur Kenntnis nimmt, dass die Akzeptanz der Scheidung in allen Ländern wächst. Hier zeigt sich die Spannung von Idealbild und Realität, die auch in einem anderen Punkt deutlich wird: bei der Anzahl der Kinder. In allen europäischen Ländern bleibt die Zahl der tatsächlichen Kinder hinter der Zahl der erwünschten Kinder zurück.

Einen bemerkenswerten Einblick in die Wertorientierung liefert die

Frage nach den Erziehungszielen. An der Spitze stehen: Verantwortungsgefühl, gute Manieren und Toleranz. An unterster Stelle rangieren Selbstlosigkeit, fester Glaube und Phantasie. In den west- und mitteleuropäischen Ländern lässt sich der Trend zur Abnahme der Bedeutung von Gehorsam, Sparsamkeit und Religiosität erkennen; es gibt aber auch Länder mit gegenläufigem Trend. Auch bei den Erziehungszielen hat sich gezeigt, dass die eigene religiöse Einstellung nur einen geringen Einfluss ausübt. Also auch für religiöse Menschen ist Religion bzw. Glaube in der Regel kein vorrangiges Erziehungsziel.

Die nähere soziale Umgebung einer Familie bilden die Nachbarn. Untersucht wurde, welche Personengruppen als Nachbarn unerwünscht sind, wobei die Kategorien vorgegeben waren. An vorderster Stelle werden genannt Drogenabhängige, es folgen Betrunkene, Vorbestrafte, Homosexuelle, Aids-Kranke, Linksextremisten, Rechtsextremisten, psychisch Kranke, Hindus, Moslems, Ausländer, Menschen anderer Hautfarbe, Juden und – am wenigstens unerwünscht – Kinderreiche. Ein Ländervergleich zeigt, dass jene Menschen, die man als abweichend in ihrem Verhalten bezeichnen könnte, überall abgelehnt werden, Fremde vor allem in Osteuropa. Auch in diesem Fall beeinflusst die Religion oder der Kirchenbezug der Befragten ihre Antworten nicht. Zulehner und Denz kommentieren dies mit den Worten: «... als ob es das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter nie gegeben hätte»⁶.

2.4 Moralität

Die Europäische Wertestudie hat gezeigt, dass Güter in Europa moralisch besser geschützt sind als das Leben. Fragt man, was unter keinen Umständen und was in jedem Fall erlaubt ist und gibt hierzu eine Skale von 0 (das darf man unter keinen Umständen) bis 9 (das ist in jedem Fall erlaubt) vor sowie eine Liste möglicher Handlungen, so sind sich die Europäer einig, dass es nicht erlaubt sei, ein fremdes Auto zu öffnen und damit eine Spritztour zu machen (Wert 1,4). Es folgen die Delikte: Trunkenheit am Steuer, Drogenkonsum, politischer Mord, Hehlerei, Schmiergelder annehmen (noch 1,7). Relative Einigkeit herrscht auch darin, dass man nicht Fahrerflucht begehen darf, wenn man ein parkendes Auto beschädigt hat (2). Anders sieht es bei Notwehr und Scheidung aus, die Werte über 5 erreichen; Werte über 4 erreichen Abtreibung und Euthanasie.

⁶ ZULEHNER/DENZ, Europa (wie Anm. 1), 118.

Ich halte es für etwas überzogen, daraus den Schluss zu ziehen: «Der Mensch müsste das Glück haben, als Auto auf die Welt zu kommen, dann wäre er moralisch gut geschützt.»⁷ Es ist ja nicht so, dass zum Beispiel Abtreibung und Euthanasie Werte bei 9 erreichen, also als in jedem Fall erlaubt betrachtet werden. Der Befund reflektiert eher die Komplexität der Fragestellungen. Darf ich ein fremdes Auto stehlen oder nicht? – Das ist eine relativ schlichte Frage. Die Fragen des Lebens sind hingegen wesentlich komplexer und komplizierter.

Die Wertestudie konnte aufzeigen, dass eine Prognose, die von Forschern aufgestellt wurde, sich nicht erfüllt, nämlich eine Verschiebung von sogenannten materialistischen zu postmaterialistischen Werten – zumindest gilt dies für den Untersuchungszeitraum. Als materialistisch wird dabei der Wunsch nach Sicherheit und Stabilität bezeichnet, wobei Fragen der Wirtschaft, inneren Ordnung und der Landesverteidigung im Vordergrund stehen. Als postmaterialistisch gilt der Wunsch nach Freiheit, Selbstverwirklichung und Partizipation. In allen europäischen Ländern bilden die Materialisten die grösste Gruppe, die in den neunziger Jahren sogar noch leicht wuchs, während in Westeuropa die Zahl der Postmaterialisten abgenommen hat. Fragt man allerdings konkreter nach, dann zeigt sich, dass sowohl materialistische als auch postmaterialistische Einstellungen häufiger anzutreffen sind. So ist es den Europäern wichtiger geworden, die persönliche Entfaltung zu fördern, einfacher und natürlicher zu leben, weniger Wert auf Geld und Besitz zu legen (alles postmaterialistische Werte), aber genauso mehr für den technischen Fortschritt zu tun, Respekt vor Autorität zu haben. Man will also nicht das eine oder das andere, sondern von allem mehr.

Interessanter als Einzelfragen nachzugehen, ist es, einen Blick auf die Faktoren zu werfen, die die moralische Einstellung beeinflussen. An erster Stelle steht dabei – wie in vielen anderen Fällen auch – das Land, in dem man lebt. Bei Fragen der Sexualmoral und Lebensmoral (z.B. Euthanasie, Abtreibung) spielt auch der religiöse Typus eine Rolle, aber nicht oder nur wenig die Konfession. Religiöse und vor allem kirchliche Menschen weisen diesen Problemen ein grösseres Gewicht zu als Unreligiöse, sind also für diese Fragestellungen sensibler. Die Kirchlichen sind am wenigsten von allen für sexuelle Freizügigkeit und votieren am ehesten für eine Orientierung an Normen. Interessanterweise wirkt sich das Geschlecht in der Einstellung zur Abtreibung fast nicht aus.

⁷ So ZULEHNER/DENZ, ebd., 120.

2.5 Politik, öffentliches Leben

Aus dem Bereich der Politik möchte ich nur drei Erkenntnisse herausgreifen:

1. Politik ist den Europäern nicht wichtig; sie rangiert noch hinter der Religion.

2. Die Wertestudie hat die These bestätigt, dass die Menschen in die überkommenen Institutionen nur schwaches Vertrauen haben. Am stärksten und einheitlich in Europa ist das Vertrauen in das Bildungswesen (der «Pisa-Schock» kam erst nach der letzten Phase der Wertestudie) und in die Polizei, das in den neunziger Jahren sogar noch gestiegen ist. Bereits an dritter Stelle stehen die Kirchen, die zwischen der zweiten und dritten Welle der Wertestudie einen leichten Vertrauensverlust hinnehmen mussten (von 51 Prozent auf 50 Prozent; stellt sich in den einzelnen Ländern aber sehr unterschiedlich dar). Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die modernen Bewegungen (Umwelt, Friedens-, Menschenrechts-, Frauenbewegung etc.) wesentlich mehr Vertrauen genießen.

3. Auch im Bereich Politik/öffentliches Leben hat sich gezeigt, dass Religiosität und Kirchenbindung keine erkennbaren Auswirkungen auf politische Einstellungen oder politisches Engagement haben. Allenfalls lässt sich erkennen, dass Kirchliche sich politisch ungern «links» einordnen lassen.

2.6 Frauen

Die Wertestudie stellte auch Fragen, mit denen Frauenbilder und Rollenvorstellungen aufgespürt werden sollten. Aus diesem Komplex seien vier Ergebnisse festgehalten:

1. Das gegenwärtige Frauenbild weist drei Dimensionen auf: Das traditionelle Frauenbild (Mutter, Hausfrau), das emanzipierte (Ehe wird als überholte Einrichtung betrachtet; Kinder sind zu einem erfüllten Leben nicht notwendig) und das berufsorientierte. Es sei angemerkt, dass die Definition des emanzipierten Frauenbildes in der Wertestudie etwas eigen ist. Viele Frauen, die sich als emanzipiert verstehen, würden trotzdem die Ehe nicht als überholte Einrichtung betrachten.

2. Das Frauenbild weist im Ländervergleich erhebliche Unterschiede auf. Deutschland und Österreich liegen an der Spitze der emanzipierten Kulturen. Auffällig ist das geradezu vormoderne Frauenbild in den ehemals kommunistischen Ländern.

3. Frauen lehnen das traditionelle Frauenbild relativ deutlich ab, bejahen aber das emanzipierte kaum mehr als die Männer (das kann natürlich daran liegen, wie «emanzipiert» im Rahmen der Studie definiert wurde). Das Bild von der berufstätigen Frau wird von ihnen aber wieder bejaht.

4. Insgesamt lässt sich im Untersuchungszeitraum eine einheitliche Tendenz zum traditionellen Frauenbild erkennen, verstärkt bei religiösen und kirchennahen Menschen.

3. Schlussbemerkungen

Am Ende meines kleinen Einblicks möchte ich Ihnen noch kurz erzählen, was mir bei der Beschäftigung mit der Wertestudie aufgefallen ist:

1. «Wertewandel in Europa» – so lautet der Titel dieses Referats. Vielleicht fragen Sie sich nun: Wohin geht denn die Reise? Ich muss Ihnen ehrlich sagen: Ich weiss es nicht – gerade nach der Beschäftigung mit der Wertestudie, denn viele Befunde lassen sich höchst unterschiedlich interpretieren. Für die achtziger Jahre haben Zulehner und Denz festgestellt, dass die erkennbaren Veränderungen sehr gering waren. Für die neunziger Jahre scheint aufgrund der bisherigen Auswertungen in vielen Fragen Ähnliches zu gelten. Es darf freilich nicht übersehen werden, dass sich ein starker Wandel der Wertvorstellungen vor der ersten Wertestudie, in den Jahren nach 1967 vollzog. Damals kam es nicht nur zur Liberalisierung der Wertvorstellungen im Bereich von Ehe und Familie, sondern allgemein zur Abwendung von den sogenannten bürgerlichen Tugenden, und es begann ein Prozess der Erosion der Gütermoral. Die traditionellen Werte erleben zwar mittlerweile wieder eine (beschränkte?) Renaissance, aber nicht zu Lasten der neuen Werte.

2. Die Unterschiede in Europa sind in vielen Bereichen enorm. Eine schlichte Unterteilung in west-, mittel-, süd- und osteuropäische Staaten bringt in der Regel wenig. Zwar gibt es erkennbare Unterschiede zwischen Ost und West, aber innerhalb dieser Ländergruppe sind sie manchmal noch grösser.

3. Die Wertestudie zeigt, dass man sich von einigen «liebgewonnen» Vorurteilen verabschieden muss: Dass das Ende der Religion nur eine Frage der Zeit sei; dass eine Gesellschaft mit zunehmender Modernität auch säkularer werde; dass die Grossstädte religionslose Territorien seien; dass religiöse Menschen solidarischer seien; dass religiöser Niedergang notwendig zum moralischen Niedergang führe... Aber das gilt auch für Hoffnungen, zum Beispiel, dass das traditionelle Frauenbild rückläufig sei.

4. Geradezu erschreckend ist die geringe Prägekraft des Religiösen. Erkennbar ist diese nur bei der Definition des Lebenssinns, bei den moralischen Fragen des Lebens und bei einem eher rückwärtsgewandten Frauenbild. Kaum Einfluss hat es auf die Gestaltung von Partnerschaft, den Umgang mit Fremden, auf die Gütermoral und viele Aspekte der Arbeit und der Politik.

Ich glaube, es wäre schon viel gewonnen – auch für die folgenden Diskussionen –, wenn Sie von diesen doch letztlich oberflächlichen Ausführungen die Erkenntnis mitnehmen würden, dass das unter Christen beliebte Lamento vom Werteverfall, von einer angeblich immer unmoralischer werdenden Welt wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat. Und wir sollten auch demütig zur Kenntnis nehmen, dass religiöse oder gar kirchliche Menschen nicht grundsätzlich mehr oder bessere Werte vertreten als die anderen.

Matthias Ring (geb. 1963 in Wallenfells/D), Pfr. Dr. theol. Studium der römisch-katholischen bzw. altkatholischen Theologie in Bamberg und Würzburg bzw. Bonn. 1993–2000 und wieder seit 2005 Pfarrer der altkatholischen Pfarreien Regensburg und Passau. 2000–2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn, 2006 Promotion an der Universität Bern.

Adresse: Amperstrasse 3, D-93057 Regensburg, Deutschland.